

Spurensuche im "Nachklang" -

Zur Archäologie meiner Identität mit etwas verspäteten Antworten aufgrund von Anregungen beim 4. Forum des ISB in Wiesloch 8./9.3.2002

Drei Sätze, forderte Frau Cornelia Knobling in unserer Kleingruppe, dürfen es sein, mit denen man sich vorstellen soll. Nun gut: "Ich heiße Thomas Gutknecht (1). Ich organisiere mein Leben philosophierend (2). Ich möchte noch etwas werden (3)."

Ich beginne eine Erläuterung vom Ende her, das den Anfang zu verstehen sucht...

Also zu (3) zuerst: Das, was ich noch zu "werden" gedenke, ist einerseits eine Anspielung auf einen Witz, andererseits das Einverständnis mit der berühmten Forderung von Pindar: Werde, der du bist! - von Nietzsche öfter eindringlich wiederholt und durchaus vereinbar mit der Verpflichtung aller Philosophen: Mensch, erkenne dich selbst! - Den Witz gilt es sogleich nachzutragen: Der Kommerzienrat Rosenfeld wird gefragt: Dein Sohn, höre ich, studiert jetzt in Wien. Was wird er denn einmal sein, wenn er fertig ist? - Was wird er sein?! Ein alter Jud, fürcht' ich, lautet die Antwort.

Ich hatte es meinem Vater auch schwer gemacht, den eindringlichen Fragen nach meiner Identität, die von dritter Seite an ihn gerichtet wurden, stolz zu antworten oder gar - später - überhaupt auch nur das Gesicht zu wahren. "Er studiert" - "Immer noch?"... Als die Semesterzahl das Silberne, die 25 also, überschritten hatte, hinzukommend noch (in Semester umgerechnet immer zwei zusätzlich) die gymnasialen Ehrenrunden, ein Bummeljahr der Leistungsverweigerung in der Spur der 68er und - zivildienstbedingt ein weiteres Semester, weil das ja zur Strafe im Vergleich zum richtigen "Dienen" drei Monate länger währte, als also der Sohn weit die Dreißig überschritten hatte, gelang ihm - dem Vater -, Haltung zu bewahren mit der Auskunft: „Er promoviert.“ Das tue ich immer noch. Wohin promenierte, ach promoviere ich denn? Promoviert kann noch etwas werden, wenn auch nicht ein „Ich“, obgleich die Briefe, warum auch immer, immerhin doch immer häufiger an einen gewissen Dr. Thomas Gutknecht adressiert werden, was sicher schmeichelhafter ist als wenn es umgekehrt wäre. Nun gut.

Wie fing denn alles an? Im (öffentlichen) Gespräch mit Dörthe Verres sagte ich, dass ich zwar nicht das Bedürfnis verspüre, mich mir selbst und der Welt zu erklären; sowenig ich ja auch Spuren hinterlassen wolle, die als die meinen identifiziert werden brauchen. Ruhm ist etwas recht Vergängliches oder doch ganz und gar von den „Leuten“ Abhängiges. Spuren hinterlässt man ohnehin, und manche Spur ist keinen Ruhm wert, von Blutspuren ganz zu schweigen. Spuren, die andere hinterlassen haben, interessieren mich mehr - um den entsprechenden Dank abstatten zu können. Dass es nebenbei ein Glück ist, sich seiner selbst innwerden zu können, ohne zu erschrecken (W. Benjamin), ist erfreulich und rechtfertigt in etwa diese Selbstauskunft, die dann ja wenigstens nicht Schrecken verbreitet. Glück ist in der Tat eine (anonyme) Spur in meinem Leben, das Glück z.B., dass wenn man im Begriff ist, sich zwischen zwei Stühle zu setzen, ein dritter bereit steht (B. Shaw). Da Frau V. von einem blauen (! Sehnsuchtsblau?...) Tisch erzählt hat, der als Symbol das Zentrum ihres auf Gastfreundschaft gerichteten Wesens ist, das Räume zum Wohlbefinden schafft, erwähnte ich den Stuhl zum Tisch, an den eine meiner frühesten Erinnerungen geknüpft ist. Den Stuhl nämlich schob ich immer, wenn Vaters Auto zu hören war oder wenn es einen Ausblick in die Welt zu riskieren galt, ans Fenster. Den Vater konnte ich somit als erster sehen (ohnehin bin ich der / das Erstgeborene der Geschwister), aber eben nur mittels des „Aufstiegs“ auf eben den Stuhl (später ist noch die Rede vom Heiligen Stuhl...). Und dabei sagte ich mit aller Bedächtigkeit zu mir selbst: Hobbla, Buale, bass uff!! Zu Deutsch in etwa: Vorsicht, Knäblein, sei achtsam.

Achtsamkeit zieht sich durch mein Leben. Sie macht zurückhaltend. Sie zwingt in eine Art "negative Form" in dem Sinn, wie wir von "negativem Hedonismus" sprechen. In frühester Jugend fühlte ich mich deswegen schon Schopenhauer verwandt, dessen Aphorismen zur Lebensweisheit mir klar machten, worauf es im Leben ankommt: Es kommt nicht so sehr darauf an, viel zu erreichen, sondern wenig zu schaden. Insofern hätte ich auch ein guter Arzt werden können wollen. Man achte hier auf den Konjunktiv - auch er gehört zu mir - als einem Philosophen. (Jetzt nur im Konjunktiv und vorsichtig nachgefragt: falls es so wäre, dass dem Leser (von Leserinnen erwarte ich es weniger) nicht bewusst wäre, was "negativer Hedonismus" (siehe oben) meint: zwei erläuternde Beispiele: Sokrates geht über den Markt und meint: was es doch für schöne Dinge gibt, die ich nicht brauche...; Epikur war der Meinung, das größte Glück bestehe in der vollständigen Abwesenheit von Unglück, von Leid, von Schmerz, von Unlust mehr brauche der Glückliche nicht.)

Meiner Vorsicht (und hoffentlich Rücksicht) entsprechend, hielt ich es immer schon mit Schopenhauer: Die Philosophie bringt nichts ein, sie erspart nur viel. Wenn sie etwas einbringt, dann den guten Umgang mit sich selber. Deswegen „bin“ ich aber auch noch nichts – bürgerlich erst recht nicht: weil das, was man geworden ist, man meist mit der Verschlechterung des Umgangs mit sich selbst bezahlen muss. Die bürgerliche Existenz ist der Beweis dafür. Da ich aber in dieser bürgerlichen Welt unbehelligt leben will, jedenfalls nicht ohne Not in äußeren Dingen zu ihr im Widerspruch stehen möchte, tue ich "als ob" (Vaihinger). Ich trage Boss-Anzüge - und niemand fragt mehr, weder mich noch den Vater, die beschämende Frage, was denn nun aus mir geworden sei. Im Inneren aber schmunzle ich, wie leicht es doch ist, als etwas zu gelten.

Wer bin ich? Mensch! Hoffentlich menschlicher Mensch. Aber nicht nur ein Fall von einem menschlichen Menschen. Davon gleich. Was aber wäre ein menschlicher Mensch? dazu zählt gewiss auch Bildung in jeder Hinsicht, Herzensbildung allem anderen voraus. Bildung bedeutet übrigens auch, alles hören und sehen zu können ohne verrückt zu werden, ohne die Contenance zu verlieren oder plötzlich Selbstzweifel zu entwickeln. Denn immer gibt es andere, die einem weit voraus sind. Im Guten wie im Schlechten. Bildung ist Teilnahme am Welttheater, das einen sowohl beglückt als das Fürchten lehrt. Ich möchte den Blick auf Gutes und Beglückendes richten.

Sich zwanglos wahrer Größe anzuvertrauen, ist mir zu meinem Glück leicht gemacht worden, z.B. durch Mutter und Tante. Diese Größe darf sich durchaus "Schwächen" leisten. Die erfreulichste Schwäche meiner Tante z.B. ist die, die sie für mich hat. Aber auch die Fähigkeit, unbekümmert falsch zu singen, worüber ich schon berichtet habe ohne Sorge, meiner Tante könnte das Schaden. Denn sie ist wirklich gebildet und weiß, dass überhaupt zu singen, wenn man z.B. ein Lob- oder Danklied singen könnte, wichtiger ist als die Frage, ob es gut klingt. Mancher verzichtet auf das Gute, weil es nicht die "angenehme Form" hat, und das ist Halbbildung bzw. keine Bildung. Doch ich bin abgekommen vom Hauptgedanken: Überhaupt Mensch zu sein erklärt mir nicht, was es mit mir auf sich hat oder wer ich bin. Ich glaube, unser Leben hat unter anderem zumindest auch den Sinn, uns dieses Geheimnis zunehmend zu lüften. Luft ist Pneuma, und der Heilige Geist ist der Enthüller für mich. Das ist etwas mystisch formuliert, drum sag ich es kindlicher und naiver: Man muss den Geist wirken lassen, der einem dann die Augen öffnet. Dieser Geist ist aber ein anderer als der begrenzte eigene Intellekt! Man hüte sich davor, nur für wahr zu halten, was man selber einsehen kann. Da wäre manche Welt resp. mancher Mensch arm an Wahrheit(en).

Bei der Spurensuche als der Suche nach Eindrücken, die in mir konvertierten und nun zum Ausdruck bringen, wer ich bin, nachdem ich einmal so herzlich gedrückt worden war (worauf mich dankenswerter Weise der Vortrag von Johannes Beck aufmerken ließ - herzlich drücken ist legitim, nieder- und unterdrücken dafür leider die Regel), bei dieser Spurensuche erinnere ich mich auch an meinen Großvater väterlicherseits, der die Neunzig erreicht hat. Ich wollte einmal seinen Beruf

ergreifen, und das ist das Typische bei mir, die unfreiwillige Komik: der Beruf war gar keiner. Mein Opa war Rentner. Nun, warum aber wollte ich Rentner sein? Meine Antwort: Opa hat immer Zeit und immer Geld. Er war in der Tat großzügig. Aber er wollte das auch genießen. Deshalb händigte er Geldgeschenke immer in kleinsten Noten aus und bedächtig blätterte er dann Schein um Schein auf den Tisch. Das Ritual war mehr oder weniger dasselbe. Obwohl wir Kinder wussten, welcher Tarif galt (z.B. 100 Mark zum Geburtstag), hielt Opa z.B. plötzlich bei fünfzig – uns anblickend und verschmitzt schmunzelnd – inne. Ich glaube, er hat nie eine traurige Miene unsererseits erlebt. Ich glaube, meine Geschwister waren bescheidener. Sie hätten auch mit fünfzig Vorlieb genommen ohne enttäuscht zu sein. Natürlich hat Opa dann immer weiter geblättert. Ich war enttäuschungsresistent wegen meines unerschütterlichen Vertrauens in seine Güte. Ich wusste instinktiv: hätte Opa keine hundert in der Tasche, er hätte mit der Auszahlung nie begonnen. Und später, in der Theologie, war mir auch immer klar, dass Gott Menschen nur dann das Dasein schenkt, weil er den festen Willen hat, das Begonnene zu einem guten Ende zu bringen. Zu sehen, wie Vertrauen zerstört wird, empfinde ich als etwas vom Entsetzlichsten. Gerade wenn es als Spaß gemeint ist. Einmal musste ich mit ansehen, wie ein Kind etwas vorführen sollte, wofür es beide Hände brauchte. Da musste es sein Eis am Stiel einem Erwachsenen anvertrauen, der es lustig fand, unterdessen das Eis zu essen. Vielleicht fand er es sogar vernünftig, weil es sonst zu Boden oder auf seine Hose getropft wäre. Aber der echte Schrecken des Kindes – das vergesse ich nie. Zehn neue Eistüten konnten nicht ersetzen, was nun verloren war. Das ist eine Lektion gewesen. Nicht die Materie, die Dimension der Bedeutung zählt. Nicht der Kaufpreis der Geschenke, sondern die Intention, nicht der Reichtum, sondern die Liebe.

Nachdem Rentner kein Beruf war, wollte ich Papst werden. Allen Ernstes also den Heiligen Stuhl erklimmen. Unsere Familie ist in aufgeklärter Weise fromm. Vielleicht waren die Großmütter etwas zu fromm, aber ihre Güte hat das kompensiert. Als in unserem Haus italienische Gastarbeiter – das fing damals gerade an, so Ende der fünfziger, Anfang der sechziger, ich bin übrigens Jahrgang 53, dass Gastarbeiter in unser provinzielles Schwabenland kamen) – zu Werke gingen, die Treppe zu richten, wurde mir das in etwa ausgedeutet. Nicht weil Italien nicht schön wäre. Aber Papst zu sein wäre kein Lebensziel, sondern "Berufung". Ich wusste natürlich nicht genau, was der Unterschied ist, aber ich gab klein bei und dachte, Bischof oder vielleicht Priester würde auch schon etwas sein. Ich glaube, mir ging es in erster Linie um die schönen Gewänder, die zwar nicht von Boss, auch nicht vom Boss sind, in denen man allerdings damals auch noch etwas galt... Wozu ich es gebracht habe war immerhin Ministrant. Wobei ich denke: hätte ich es wirklich darauf angelegt, wäre der Weihbischof für mich schon drin gewesen. Danach wollte ich Komponist werden, was ich gar nicht aussprechen konnte: ich sagte immer Kommunist, was ich zwischen 68 und 70 zwischenzeitlich war. Damals habe ich meinen Vater wohl schon geschult und darauf vorbereitet, dass er identifikations-, wenn auch nicht krisenfrei, dem Sohn 43 Semester zubilligen konnte. Da geschah ein gewisser Bruch, weil mir unterstellt wurde, die Idee, Eigentum, zumindest bloßes Kapital, könnte mit Unrecht zu tun haben, nicht aus meinem Nachdenken stamme, sondern nur von einigen Lehrern in den Kopf gesetzt worden sei. Selbsterdacht hört nicht auf, selbsterdacht zu sein, auch wenn andere Selbst es zeitlich vorher auch schon gedacht haben. Da wurde ich fast ärgerlich und fühlte mich in meinem Selbstsein angegriffen. Denn mich freut es, wenn andere zum selben Resultat gelangen. Und noch heute stört mich, wenn jemand jemandem nicht auf der Ebene der Geltung von Aussagen, sondern der Genese begegnet und etwa den Geltungsanspruch des Glaubens dadurch glaubt, nein: meint, entwerten zu können, dass er sagt: dich lehrt doch bloß die Not beten. Es gibt einfach zu viele, die auch aus Dankbarkeit beten. Auch anonyme Beter. Weil Dank sozusagen mit Gebet identisch ist, wenngleich die Grundform Bitten ist (wie das Wort schon sagt). Weil aber der Bittende einen Adressaten seiner Bitte hat – sonst würde er nicht bitten –, weiß er, wenn er nur etwas nachdenkt, dass er im Bittenkönnen schon etwas hat, was mehr ist, als worum er je noch bitten könnte: eben den Adressaten des Bittgebets. Um Gott kommt man nicht herum, wenn man denkt. Deswegen habe ich schließlich Philosophie und Theologie studiert, weil ich mir in meiner Trägheit (Enneagramm-Typ Neun, der ich wohl bin, wird Trägheit als Wurzelsünde attestiert)

jeden Umweg ersparen möchte. Warum sich mit Vergänglichem beschäftigen, wenn entweder nichts bleibt - oder das Unvergängliche immer ist. Zu Ende denken spart Zeit, die man zum Leben gut gebrauchen kann, obwohl Leben und Denken doch auch wieder dasselbe sind. Komponist wollte ich übrigens deshalb werden, weil Musik mich plötzlich ungemein berührte. Als Kind wollte ich lieber klassische Musik auf Schallplatten hören statt draußen zu spielen. Ich glaube, man dachte schon daran, einen Therapeuten aufzusuchen.

Interventionen verliefen übrigens immer kontraproduktiv. Eine ärztliche Diät unterließ ich, indem ich meiner Oma berichtete, ich bekäme zuhause nichts zu essen. Und so verzehrte ich mal um mal (Mahl um Mahl auch) Marzipanbrote. Das hat auch Spuren hinterlassen: Physische. Die Münchener Krankheit etwa: Stau am Mittleren Ring. Aber auch geistige: wird einem etwas genommen, ist der Ersatz (mindestens subjektiv empfunden) meist besser.

Meinen kleinen „archäologischen“ Bericht möchte ich abrunden mit ein paar weiteren charakteristischen Interessen. Häufig hat mir die Phantasie ersetzt, was mir in Wirklichkeit vorenthalten blieb. Und ich glaube, meine phantasierte Welt ist die schönere. "Kunststück", mögen Sie als Leserinnen und Leser sagen. Dazu der Witz vom jüdischen Schneider: Ein Handlungsreisender bringt seine Hose zur Reparatur. Als er das Städtl verlassen muss, ist sie noch nicht abholbereit. Auch im folgenden Jahr nicht - und darauf wird sie von ihm vergessen. Nach Jahren kommt er wieder dorthin und der Schneider bringt ihm die Hose. Na, sagt der Kaufmann, sieben Jahre haben Sie für die Hose gebraucht ... Der Herr hat die ganze Welt in sieben Tagen geschaffen und Sie brauchen sieben Jahr für die Hos. Worauf der Schneider zärtlich über die Hose streicht. Nu, schauen Sie sich die Welt an und schauen Sie sich die Hos an... - Mein Wahlspruch lautete für geraume Zeit in der Spur des tapferen Schneiders: Wer einen großen Blitz zu zünden hat, muss lange dunkle Wolke sein (Nietzsche).

Meine Spielsachen habe ich mir oft gemalt. Später habe ich mir Länder und Städte auf großformatiges Papier gemalt und war eine ganze Regierung in einer Person: Städteplaner und Verkehrsminister, Verteidigungsminister, Kultusminister usw. In den von mir erfundenen Staatsgebilden gab es alles, was Utopien kennzeichnet - wie ich später mit Genugtuung lernte. Dass Atlantis wie auch Thomas Morus' Utopia als Inseln vorgestellt waren, war mir dann auch nicht neu, als ich es zum ersten Mal hörte. Wie viele Märklineisenbahnen besaß ich doch - so gut wie alle ausgeschnitten aus Prospekten. Auch olympische Spiele veranstaltete ich. Und ich gestehe - aber das ist eine Art Realismus wider besseres Wissen gewesen, der sich hier zeigte - ich war korrupt. Wie im richtigen Leben. Ich half dem Glück nach. Ich wusste, wer gewinnen sollte. Oder zumindest, wer nicht: die Russen. Das war natürlich lange vor der kommunistischen Epoche meiner Jugend, eher während der komponistischen. Entweder würfelte ich so lange, bis der russische Läufer nur eine eins hatte und wenig vorwärts kam, oder aber ich disqualifizierte ihn wegen Unsportlichkeit. Damals entwickelte ich eine Art der inneren Argumentation (Winkeladvokatik und Anwaltsakrobatik), die es mich auch als Jurist hätte versuchen lassen können. Doch hat mich ein zu früh gehörtes Zitat von Ludwig Thoma abgehalten, das sich mir fest eingeprägt hat und das natürlich mit der wirklichen Wirklichkeit nichts zu tun haben muss (aber auch einmal kann): „Er war Jurist - und auch sonst von mäßigem Verstand.“

Wäre meine mathematische Begabung so gefördert worden, wie ich denke, dass ich mit einer zeichnerisch-malerischen ausgestattet bin, wäre ich Architekt geworden. Später bemerkte ich, dass es auch geistige Architekturen gibt, und damit bin ich bei der Philosophie doch nicht in fremdes Land gekommen, sondern zuhause geblieben, beim Ge-Heim-nis. Vielleicht muss ich gar nichts mehr werden. Ende (3).

Zu (2): ein philosophisch organisiertes Leben ist ein Leben für die Philosophie, nicht von der Philosophie; und ein Leben aus Weisheit und mit Reflexion. Nicht aus meiner Weisheit! Aus der Weisheit (Sophia) des Logos. Es ist Kunst - das ist teilweise "mein" Teil. Es ist nicht zu erklären, man macht mit oder nicht. Aber ich werde darüber ein Buch schreiben, wenn ich soweit organisiert sein werde ...

Zu (1): Der Name „Gutknecht“ gefällt mir. Man muss aber die historische von der allegorischen oder anders übertragbaren Bedeutung trennen. Der Name kommt von Guts Knecht, Knecht auf dem Gut. Ich verstehe aber darunter eher: Dienst am Guten. Thomas soll Zwilling heißen: Zweifler. Umso schöner, dass der Apostel Thomas nach dem Zeugnis des Johannes-Evangeliums zugleich als erster ausspricht, wer der auferstandene Jesus, also der Christus, denn sei: Mein Herr und mein Gott. Dass meine Eltern mit mir diesbezüglich etwas im Schilde führten, vermute ich. Außer dem Rufnamen trage ich nämlich noch gut katholisch den Namen Petrus Canisius. Das war ein Gegenreformer im Dienst des Ignatius von Loyola, dem "Soldaten Gottes", dem Gründer des Jesuiten-Ordens. Petrus Canisius organisierte Bildung. Das nun gefällt mir. Dass er katholisch ist ("ist" - denn das kann man nicht gewesen sein, selbst Luther ist katholisch, zumindest jetzt, im Himmel ...), ist keine Schande. Dass er sich der Autorität des Papstes dienend unterstellte, eigentlich auch nicht. Man muss nur verstehen, was wahre Katholizität und was wahrer Petrus-Dienst meint. Petrus heißt bekanntlich Fels. Dort kann man sich nicht einwurzeln, das ist schade. Für mich allerdings, der nicht auf der Spur des Gärtners, sondern des Architekten ist, erscheint das zweitrangig. Denn auf Fels kann man immerhin bauen, besser jedenfalls als auf Sand oder Morast. Unerschütterlichkeit ist vielleicht eine Stärke, wenn Trägheit auch ein Laster ist. Man muss von Rom denn ja auch nicht gerade die größte Beweglichkeit fordern, wenn der Geist selber doch wehen will, wo er wehen will. Geist braucht allerdings auch Fleisch und Knochen - in dieser Welt jedenfalls. Und dafür ist Rom dann doch wölfisch genug (hihihi, kleine Anspielung auf die Mythologie - ich meinte: dass Rom nicht auf den Hund (Hündin nährt Romulus... o.k?) zu kommen braucht, braucht Hobbes (o.k. zum zweiten?) nicht zu wundern. - Unverschlüsselt: eine schlechte Welt bedarf der Institutionen unter Umständen eben doch auch: um Schlimmeres zu verhüten. Also doch wieder meine ureigene Fährte (und Gefährdung): das Papsttum bringt vielleicht nicht viel ein (Geist), erspart aber so manches (Ungeist und böse Geister). Nun, Petrus war nicht der einzige Apostel, sondern einer von Zwölfen. Und auch Thomas war nur einer von Zwölfen.

Mir hätte (konjunktivisch) auch z.B. Johannes, der Lieblingsjüngernamen, gefallen - aber dann wäre ich nicht ich. Das hindert mich zum Glück gerade nicht, dann den Hans oder den Andreas oder den Bernd, oder wie immer jemand heißt, zu mögen. Denn daraus, dass ich ich bin, folgt nicht, dass ich mir nicht vorstellen könnte, Hans oder Andreas oder Bernd oder wer immer zu sein. Da keiner von uns Ichen der andere ist, sein Ich-sein aber dennoch zugleich so ansehen kann, dass man auch das Ich des anderen sein könnte oder hätte werden können, schließe ich: wir sollten, was jeder für sich ist, auch für andere ins Spiel bringen, wir sollten miteinander füreinander sein. Namen sind Rufnamen. Es braucht mindestens zwei, Rufer(in) und Gerufene(n). Person gibt's nicht im Singular. Das gibt mir das Recht, nicht alles sein zu müssen, sondern eins werden zu dürfen.

Dass auf dem Forum man mir sagte, ich sei so nahe dran, eins zu sein, hat mich sehr sehr gefreut und berührt. Ich hoffe, dass ich gerade dadurch vielen viel sein durfte. Danke für viele Begegnungen, für zwei wunderbare Tage, für die Erfahrung von Ein-Verständnis.

Mit liebem Gruß, Thomas Petrus Canisius Gutknecht

Quelle: isb